Bonifaz Neuron.

Erzählung von **A. Naumann.**

„Das ist recht dumm!" — sagt ich zu mir selber eines Morgens, nachdem ich, meine Taschen umkehrend, nichts weiter darin fand als ein armseliges Dreißig-Sousstück. Ich war damals in Paris und bewohnte ein paar möblirte Stuben in einer Straße der Vorstadt St. Germain, frühstückte in der Regel zu Hause und ging zu Tische in ein Kaffeehaus. Mein Frühstück war eben beendet, als ich obige unangenehme Entdeckung machte, welche einen dicken Querstrich zog durch alle meine schönen Pläne für den heutigen Tag.

Es schlug 11 Uhr. Ich steckte mein Geldstück in die Tasche und ging aus, schlendernd, bis ich mich im Palais-Royal wiedergefunden. Zu einer anderen Zeit hätte ich mich wie jeder Fremde ergötzen oder, wie die Franzosen, ein paar Stunden auf einem gemietheten Strohsessel verträumen können; aber der Gedanke: „Du hast nicht mehr als dreißig Sous in der Tasche!" war ein trübseliger Dämpfer alles Vergnügens und der unbequemste Störer jeder Art ruhiger Betrachtung.

Zufällig traf mein Auge auf die No. 154, welches Gebäude ich als eines der großen Spielhäuser kannte. Mich erinnernd, daß zwölf Uhr — welche Zeit die Kanone eben angekündigt — die Stunde sei, wo das Spiel beginnt, trat ich ein, fand das große Werk bereits angefangen, und an dieser Tafel waren so niedrige Sätze wie dreißig Sous erlaubt. Meine dreißig Sous waren mir nichts nütz; ich konnte mich fast ebenso gut ohne Mittagessen behelfen als mit einem für dreißig Sous. So warf ich denn mein Geldstück auf den Tisch und war so glücklich, es mehrfach verdoppelt zurückzuerhalten. Man hatte mich für den Gimpel angesehen, den man würde weiter verlocken und ausbeuteln können: man hatte mich wahrscheinlich mit Absicht gewinnen lassen. Ich lachte in mich hinein, gab den sechsten Franken dem Thürsteher und ging fort mit einem Fünffrankenstück in der Tasche. Jetzt konnte ich doch zu Mittag speisen, wenn auch nicht wie ein russischer Fürst oder ein englischer Lord, doch wenigstens wie ein anständiger Deutscher; daher schlenderte ich gemächlich aus dem Palais-Royal gegen die Quais, in der Absicht, über die nächste Brücke nach dem Quai Voltaire zu kommen, welches immer mein Lieblingsgang gewesen.

Ich war noch nicht weit gekommen, als ich mich von Jemand um eine milde Gabe angesprochen hörte. Beim Umsehen erblickte ich eine ausgemergelte Gestalt in einem lumpigen Ueberrock und randlosen Hut, unter welchem ein Gesicht hervorblickte, von dem man wohl sagen konnte, daß Kummer und Elend es sehr benagt hatten. Der Fremde bat mich, ihm eine Kleinigkeit zufließen zu lassen, und erzählte eine so rührende Geschichte mit so vieler Aufrichtigkeit im Tone, daß mein Fünffrankenstück bereits aus meiner Tasche in seine Hand übergegangen war, ehe ich mich besann, daß es das einzige meines Besitzes gewesen. „Was thut's!" sagt ich zu mir selber, als der Dank des Bettlers in mein Ohr zu schallen aufgehört hatte; „ich soll mich nun einmal heut ohne Mittagessen behelfen!" Nun hatte ich die Brücke erreicht und wollte eben in diese einbiegen, da fiel mir ein, daß ich nicht die nöthigen zwei Sous hatte, den Zoll zu bezahlen. Das ärgerte mich mehr als die Aussicht, kein Mittagessen zu haben, und eine kleine Pause im Gehen machend, erblickte ich wenige Schritte vor mir den Mann, den ich so eben beschenkt. Ich hatte meinen Kopf darauf gesetzt, über diese Brücke zu gehen, und keinen guten Grund sehend, warum ich nicht zwei Sous borgen sollte von den hundert, die ich ihm gegeben, sagte ich zu ihm: ich hätte Eile, nach dem Quai Voltaire zu kommen, und nicht Geld für den Brückenzoll. Er zog augenblicklich eine Hand voll Kupfermünzen aus der Tasche, wovon ich zwei Sous nahm und, ihm dankend, den Brückenzoll bezahlte. Anstatt nun gerade vorwärts über die Brücke hin zu eilen, blieb ich darauf stehen, mich über das Geländer lehnend, um dem schimmernden Flusse zuzusehen und die Aussicht zu beiden Seiten zu bewundern: die malerischen Reihen unregelmäßiger Gebäude auf dem Quai Voltaire, die prachtvolle Linie der Tuilerien und des Louvre und die groteske Form nebst den massiven Pfeilern der Pontneuf sammt dem Menschengewimmel, das darüber hinwogte. Hingelehnt aufs Geländer, um ein unten vorüberschwimmendes Floß zu betrachten, fühlte ich mich stark am Rockschoß gezupft, und mich hastig umwendend, sah ich abermals den von mir Beschenkten, von dem ich die zwei Sous geborgen. „Was machen Sie denn für Streiche? Was haben Sie vor?" sagte der Mann zu mir. „Als ich Ihr Fünffrankenstück erhielt, wußte ich nicht, daß es Ihr letztes sei; hier ist es zurück, und noch drei dazu!" Ich war zuerst geneigt, über den Mann und seine Sonderbarkeit zu lächeln; doch bedenkend, daß etwas Außerordentliches in dem Charakter dieses Bettlers liegen müsse, der mich erst um fünf Franken beschwindelte und mir dann zwanzig anbot, weil er glaubte, ich wollte einen Selbstmord begehen, ließ ich mich in ein Gespräch mit ihm ein, erklärte ihm seinen Irthum nebst der Ursache, warum ich für den Augenblick ohne Geld sei, und äußerte den Wunsch, etwas mehr von dem Manne zu erfahren, der nach so entgegengesetzten Grundsätzen zu handeln scheine. „Wenn Sie mich begleiten wollen," antwortete er, „soll Ihrem Wunsch genügt werden. Sie haben mich mit Mitteln versehen zu einem Mittagstisch — ich will Ihnen dagegen ein Mahl anbieten, das vielleicht einer Annahme von Ihrer Seite nicht unwürdig ist. Da Sie aber nicht wünschen können, an meiner Seite auf den Straßen gesehen zu werden, so will ich vorangehen, Ihnen den Weg zu zeigen."

Ich folgte stillschweigend dem Bettler, nachdenkend über die Seltsamkeit des Abenteuers, obschon mit keiner hohen Erwartung in Hinsicht des meiner wartenden Mahls. Wir kehrten durch dieselben Straßen zurück und bekamen endlich einen langen Durchgang rechts am Ende der Maturin-Straße in der Nähe des Montmartre. Die Passage öffnete sich in einen Garten, mit einem Hause in dessen Mitte, in das mich mein Gesellschafter als in sein Eigenthum einführte. Die Thür wurde von einer Frau mittleren Alters geöffnet und ich geleitet in einen Saal, wo bereits ein Tisch mit zwei Gedecken stand. Die augenscheinliche Ueberraschung womit die Dienerin den Befehl vernahm, noch für einen zu decken, bewies, daß Gäste hier etwas Ungewöhnliches waren. Das Gemach fand ich nicht nur gut, sondern selbst geschmackvoll eingerichtet. Ein schönes Fortepiano prunkte in einem Winkel, eine prachtvolle Alabaster-Uhr stand auf einem Untersatz in einem andern. Ich saß da nur wenige Minuten, als eine junge Dame, ohngefähr zweiundzwanzig Jahre alt, in die Stube trat. Sie grüßte mich mit vieler Anmuth und sagte zu dem Alten, den sie Papa nannte: „Das Diner wird augenblicklich servirt!"

„Das ist ein wunderlich Abenteuer!" dachte ich bei mir. „Ich werde von einem zerlumpten Bettler um ein Almosen angesprochen, der mich darauf in seine bequeme Wohnung führt, wo nicht das Mindeste auf Armuth deutet. Im Gegentheil, alles zeugt hier von Wohlhabenheit, wenn nicht von Ueberfluß." Was nun folgte, diente mehr noch, das Räthsel zu steigern als zu lösen: ein geschmackvoll bereitetes, mannigfaltiges Mittagessen, von einer Flasche Burgunders, dann von einer Flasche Rose-Champagners begleitet, bei gewähltem Nachtische, und zum Schluß eine Tasse Kaffee nebst einem Glas Maraschinquin. Ich hätte mich nicht besser befinden können in der glänzendsten Restauration mit einer Börse voll Louisd'or und nicht ein Viertheil so gut mit meinem Fünffrankenstück, mochte ich auch essen, wo ich wollte.

Als wir vom Mittagstisch aufstanden, ward meine Neugier so rege, daß ich schon meinen Wirth um die versprochene Aufklärung ersuchen wollte, als er mir selber mit nachfolgender kurzer Erzählung zuvor kam.

„Sie finden mich," begann er, „versehen und umgeben mit allen Bequemlichkeiten und selbst mit dem Prunk, wonach gewöhnlich die Menschen zu streben pflegen. Ich kann mir alles verschaffen, was diese große Stadt dem Geschmack oder den Sinnen an Genuß bietet, ohne deshalb mehr als höchstens ein Viertheil meines Einkommens zu verausgaben — doch gewohnheit hat mich zu ihrem Sklaven gemacht — und ich will Ihnen erzählen: wie? Ich bin der Jüngste von sechs Geschwistern, alles Jungen, und unser väterliches Erbtheil war gering. Meinen Antheil daran hatte ich bald verschwendet, und da meine Eltern todt, meine Brüder in alle Welt zerstreut waren, sah ich mich auf mich selbst und auf meine eigenen Hülfsquellen angewiesen. Zwei meiner älteren Brüder fanden den Tod in den Kriegen der letzten Zeit, und drei andere, welche sich dem Kaufmannsstande gewidmet, hatten sich in Livorno, Marseille und Bordeaux eingewohnt. Bei der vollkommenen Erschöpfung meines Erbtheils versuchte ich also mein Glück auf meine Hand, mit keinem andern Grundsatz als dem, der mich antrieb, meinen Lebensunterhalt zu gewinnen auf die nächstdestmögliche Weise. Mancherlei waren der Entbehrungen, die ich erlitt; mit dem Hunger ward ich so vertraut wie ein herrenloser Hund; um Brod zu erschwingen, mußte ich von einem Hülfsmittel aufs andere sinnen, bis ich am Ende ein gemeiner Bettler geworden. Dies Kind war ein Gefährte meines Elends: die Mutter war schon lange zuvor gestorben, und mancher Sou ward dem um Milde flehenden Blick des Vaters verweigert worden wäre." — Hier umfaßte mein Wirth seine Tochter und küßte sie mit der zärtlichsten Innigkeit, auf ihren Wangen Spuren von Thränen der bittersüßesten Erinnerung zurücklassend.

„Indeß," so fuhr er fort, „diese Lebensweise so unsicher, unbestimmt und unrühmlich sie auch war und ist, gewann täglich für mich neuen Reiz. Hatte nur mein Kind genug zu essen, und ich soviel, um den Hunger zu stillen, so war ich vergnügt und zufrieden. In meinen Jugendtagen war das Spiel meine Leidenschaft, und das Bettlerhandwerk — wenn Scham und Demüthigung einmal überwunden sind — führt eine Art von eigener Aufregung in sich, erzeugt durch dessen Ungewißheit, welches dasselbe gewissermaßen der Spieler-Profession ähnlich macht. Nachdem ich durch ganz Frankreich gewandert, ging ich nach Italien und kam zuletzt nach Livorno. Ich war damals gänzlich unbekannt mit dem Aufenthalt meiner Brüder, wußte indessen, daß einer von ihnen in einem Handelshause dieser Stadt untergebracht worden war, da er ohngefähr zehn Jahre alt gewesen; wo er aber seitdem hingekommen, vernahm ich nie. Eines Tages, bald nach meiner Ankunft in Livorno, trat ich in einen Laden, für eins der letzten zwei Münzstücke, die ich auf der Welt besaß, mir ein wenig Tabak zu kaufen, der mir öfters statt des Brodes diente. Derselbe ward mir in einer Tüte von bedrucktem Papier eingehändigt, und bei zufälligem Blick auf diese fand ich meinen eigenen Namen darauf — es war eine Zeitungsaufforderung an die Erben meines Bruders, welcher ein Jahr zuvor in dieser Stadt gestorben war. Wer nie in einer Lage wie die meine gewesen, kann sich keinen Begriff von dem machen, was ich in dem Augenblick empfunden. Auf jeden Fall war ich zu einem Theil der Erbschaft berechtigt, und ich erschien in meinen zerlumpten Kleidern an dem bestimmten Orte, meine Ansprüche geltend zu machen. Zuerst lachte man mir ins Gesicht, dann steckte man mich als einen Betrüger ins Gefängniß; am Ende aber mußte man auf mich hören, und zuletzt ward ich — nach langer Frist zur Sammlung der Beweise — als einziger Erbe meines Bruders anerkannt, da sich's auswies, daß meine noch zwei übrigen Brüder bereits der Natur ihre Schuld bezahlt hatten. So sah ich mich denn auf einmal im Besitz von mehr als dreißigtausend Louisd'or — ein Vermögen, das mir selbst in der Hauptstadt meines Vaterlandes im Ueberfluß zu leben erlaubte, wohin ich mich denn auch bald zurückbegab. Im Anfang lebte ich, wie es mein Vermögen mit sich brachte; ich nahm ohne Rückhalt Theil an allen Vergnügungen, und einige Zeit lang glaubte ich mich auf dem Gipfel der Glückseligkeit, die ein Mensch irgend verlangen mag. Doch — die lange Gewohnheit war zu stark, um mir eine Aenderung meiner Lebensweise zu gestalten. Ich war reich, und dennoch sehnte ich mich, ein Bettler zu seyn; ich war müßig und sehnte mich nach Beschäftigung. Die Gewohnheit trug den Sieg davon. Ich zog mich in den finstersten Winkel der Stadt zurück, vermummte mich in Lumpen und begab mich in die Straßen, das Erbarmen der Vorübergehenden anzuflehen. Das ist meine tägliche Beschäftigung. Ich finde eine Lust darin, die nichts in der Welt mir ersetzen könnte, und ich fühlte mehr Vergnügen, wenn ich die wenigen den Tag hindurch erbettelten Franken überzählte, als bei dem Blick auf mein sicher untergebrachtes Kapital."

Damit endete mein Wirth seine Erzählung. Ich versuchte, mit ihm über seinen Geschmack zu streiten; er aber bedeutete mir, das sei nutzlos. Ich bewies ihm, daß seine Handlungsweise sogar sündlich sei; er sagte, er wisse es, könne aber ihrer Versuchung nicht widerstehen. Ich bemerkte ihm hierauf, daß er damit der Achtungswürdigkeit seiner Tochter Eintrag thue; er antwortete: sie sei reich und könne auch sonst in aller Hinsicht Achtung erfordern; kurz, ich fand jeden Beweisgrund hier unangebracht, und als ich mich auf Maria — so hieß die Tochter — berief, erwiderte sie: sie fühlte sich glücklich, weil ihr Vater glücklich wäre. Bald darauf empfahl ich mich.

Als etwa fünf Jahre später meine Verhältnisse mich wieder nach Paris führten, trieb es mich eines Abends nach der Maturin-Straße, das Haus des Bettlers aufzusuchen. Ich fand es, trat hinein und hörte von einem Diener: der Herr sei vor wenigen Monaten gestorben, seine Tochter und ihr Gatte bewohnten jetzt das Haus, welches, wie ich bald bemerkte, vergrößert war. Noch besann ich mich, was ich hier thun wollte, da öffnete sich eine Thür, und heraus schaute die Tochter, die, mich sogleich wiedererkennend, mir die Bitte zurief: ich möge näher treten. So erfuhr ich nun, daß sie sehr glücklich verheirathet sei, und nächstdem gab sie mir, sich jenes Mittags erinnernd, über ihres Vaters Sonderbarkeit folgenden Aufschluß:

„Durch sein eigenes Schicksal und seine Verirrungen hatte er gelernt, daß Arbeitsamkeit der sicherste Halt und der höchste, dauerndste Genuß der Lebensfreuden sei, und den Entschluß gefaßt, im Alter die Versöhnung mit seiner verschleuderten Jugend dadurch zu bewirken, daß er Knaben und Mädchen, die zur Schlechtheit oder zum Betteln erzogen wurden, zu retten versuchte, wenn er gewahrte, daß sie verdienten, gerettet zu werden. Deshalb hielt er es für das Beste, mit Bettlern und Umherstreichern in Vertraulichkeit zu bleiben, und wen er der Befreiung von dieser Gemeinschaft würdig fand, den unterstützte er und machte ihn zur Arbeit fähig. Wenn Sie wollen, können Sie den Erfolg sehen in einer Anstalt, die in dem Gebäude am jenseitigen Ende unseres Gartens noch in voller Thätigkeit ist und der jetzt mein Mann, ein Zögling meines Vaters, vorsteht. Daß dieser Ihnen einen solchen Aufschluß vorenthielt, gehörte zu seinen Sonderbarkeiten: bis zu seinem Tode hat er ihn keinem Dritten gegeben; mich aber freut's, dies thun zu können, weil gewiß meines Vaters Andenken dadurch auch bei Ihnen gewinnt!"

So war's denn auch! — und ich ging, nachdem ich die Anstalt, in der eine Menge Personen, männliche und weibliche abgetheilt, in heiterer Lust bei sehr verschiedenen Arbeiten beschäftigt waren, betrachtet hatte, mit dem Ausruf hinweg: „Wunderlicher Mann, der seine Thorheit zur Schau trug, seine Weisheit und Tugend verheimlichte! — Ich will wenigstens Dein Andenken zu erhalten suchen, indem ich öffentlich Deinen Namen nenne in dem Wunsche: Ruhe sanft, Bonifaz Neuron!"

Selbstbeobachtung.

Humoreske von **Georg Postel.**

Eine eigenartige Stimmung war über mich gekommen: Melancholie, abwechselnd mit sprühender Lebenslust, Einsamkeitsbedürfnis, wechselnd mit Geselligkeitstrieb. Ich war mir über mich nicht mehr recht im Klaren, handelte oft meiner Absicht entgegen und beabsichtigte oft, was ich eigentlich gar nicht wollte. Um mit mir in's Reine zu kommen, mußte ich wissen, was an mir war und wie ich über mich zu denken hatte. Da ich nun aber zweifellos in meiner gegenwärtigen Stimmung zu falschen Ansichten über mich kommen mußte, konnte ich als Basis für meine Selbstbetrachtung nur die Ansichten Anderer über mich gebrauchen. Einen Kameraden fragen? — ich war Leutnant im X. Regiment — das wäre nicht der richtige Weg gewesen: war er mir zugethan, hätte er über meine Mängel hinweggesehen und nur meine guten Seiten hervorgehoben; war er mir abhold, erfuhr ich nur, und dann vielleicht zu stark betont, meine Schwächen. Ich brauchte aber, um mich wieder richtig verstehen und beurtheilen zu können, ein Urtheil frei von Voreingenommenheit. Dann würde auch die Frage an die Kameraden: „Wie denken Sie über mich", oder „Was halten Sie von mir", sehr bald zu fehlerhafter Annahme eines physischen Defekts geführt und mich schließlich so verdächtigt haben, daß man mich der Beobachtung durch den Truppenarzt unterworfen hätte. Damit war es also nichts.

Da fiel zufällig mein Auge auf den Inseratentheil der Tageszeitung:

> **Detektiv-Bureau Auskunftei**
>
> Auskünfte intimster Art
>
> über Charakter, Vermögen, Lebensführung u. s. w. Beschaffung von Zeugen in Ehepraxessen zuverlässig und streng diskret.
>
> Detektiv-Bureau Argus.

Hier war der Weg, endlich zu erfahren, was ich von mir zu halten hatte! Ueber mein Vermögen (sic!) und meine Lebensführung konnte ich mir selbst Rechenschaft geben; das erstere war nie vorhanden gewesen und hatte sich später auch nicht dazugefunden, die letztere war die normale eines königlichen Leutnants, also rhythmischer Wechsel zwischen Dienst und anderer Thätigkeit; Zeugen in Ehepraxessen brauchte ich nicht, und sie wären mir in meinem Cölibat auch sehr unerwünscht gewesen: blieb nur der Charakter. Darüber sollte mir „Argus" die Zweifel lösen. Das ging natürlich nur mittels einer Zwischenperson, da ich doch nicht selbst über mich Auskünfte einholen konnte. Aber wer sollte diese vertrauliche Mission übernehmen? Findet sich noch, sagte ich mir und faßte zunächst das Schreiben an das Detektiv-Bureau Argus ab, in dem ich den entscheidenden Antrag zum Ausdruck brachte. Den Raum für die Unterschrift des Auftraggebers ließ ich für diejenige Person, welche mir als Deckadresse dienen sollte, offen.

Es klingelte im Entree.

Ich hörte den Burschen die Vorsaalthür öffnen; ein dumpfes Zwiegespräch und das Klappern und Klirren irgend eines Gefäßes drang an mein Ohr. Meine Milchfrau, die mir das halbe Liter stark abgerahmter Vollmilch für meinen Tagesbedarf brachte.

Milchfrau? Halt, ein Gedanke! Das sieht unverfänglich aus.

„Heinrich!" — Heinrich hieß mein Bursche. Meine Burschen hießen alle Heinrich ohne jeden etwa durch den jährlichen Wechsel in der Person bedingten Unterschied; nicht einmal eine Erbfolgenummer legte ich ihnen bei, um die Reußischen Heinriche nicht zu imitiren. „Heinrich" ließ sich nämlich in Ermangelung einer Tischglocke oder eines sonstigen Benachrichtigungsmittels so wirkungsvoll durch Mauern und Thüren schrillen mit seiner hellen Tonika.

Heinrich erschien.

„Führen Sie Frau Bitterlich 'mal zu mir herein; ich möchte — meine Rechnung abmachen."

Heinrich that wie befohlen, mochte sich aber über die ungewohnte Eile und den ungewohnten Zeitpunkt für dieses löbliche Vorhaben etwas wundern.

Frau Bitterlich that freundlich knixend in mein Zimmer und stellte ihre beiden Milchkrüge behutsam an der Schwelle nieder. Ich beglich thatsächlich zunächst meine Rechnung: fünf mal fünf = fünfundzwanzig; es war der fünfte Schuldtag. Dann ging's an die Darlegung und Klarlegung meines Vorhabens; die Darlegung erledigte sich rasch, die Klarlegung aber recht langsam. Frau Bitterlich war etwas begriffsstutzig. Endlich dämmerte es in der Milchfrau — sie begriff — sie unterschrieb. Kopfschüttelnd, daß ihr die Haube rutschte. Jedenfalls aber löste die Bezeichnung Detektiv-Bureau bei ihr erschreckliche Empfindungen aus; denn nach Behändigung eines Spesenvorschusses von sechs Mark und nach genauer Anweisung bezüglich einlaufender Antwortschreiben verabschiedete sich Frau Bitterlich mit der Begründung: „Daß das nur ein gutes Ende nimmt!" —

Die nächsten Tage vergingen ohne Sonderlichkeiten; ich war ausgeglichener Stimmung. Bald würde ich ja erfahren, was an mir sei. Nach zehn Tagen, während welcher ich schließlich das Gefühl eines fremdseitigen Beobachtetwerdens bekam, ohne aber Feststellungen hierüber machen zu können, legte mir Frau Bitterlich — nebenbei eine noch leidlich hübsche Dreißigerin — zitternd und bebend ein soeben bei ihr eingelaufenes Schreiben vor. Links oben auf der Umschlagecke mit rothen Lettern: Argus. Darunter die Skizze eines durchschossenen Vorhangs. Hübsch, sehr hübsch. In gefärbtigten Lebenschwengelkurven die Adresse: Frau Bitterlich pp.

Eine Mark erstattete mir die gute Frau zurück; fünf Mark kostete mein Charakter.

Diskret entfernte sich meine Deckadresse, und ich las:

Im Besitze Ihres Geehrten und der Informationsspesen von M. 5 — theilen wir Ihnen auf Grund eingehendster Erörterungen nachstehendes mit:

Herr P., Leutnant im X.-Regiment, wohnhaft Blüthenstraße 10 pt., vermögenslos, über Charakter und Lebensführung nichts Nachtheiliges zu erwähnen. Steuern- und Miethsverbindlichkeiten geordnet. In Kreditfragen empfehlenswerth, nicht über sein Monatsgehalt — 75 M. — hinausgehen.

Streng vertraulich.

Detektiv-Bureau „Argus".

Hm! Hm! Charakter — nichts Nachtheiliges. Negativ, sehr negativ ausgedrückt. Dabei konnte ich mich nicht beruhigen; das sagte mir gar nichts über mich. Der „Argus" taugt nichts, nehmen wir ein anderes Institut. Das Adreßbuch nannte „Veritas".

„Veritas", ja, die wollte ich haben! Also abermals geschrieben, aber genauer, schärfer, abgegrenzter, daß es sich um die Charaktereigenschaften und um sonst nichts weiter handle.

Frau Bitterlich übernahm wieder unterschriftlich die heikle Mission. „Was haben Sie nur, Herr Leutnant! Das wird nichts Gutes!"

Diesmal vergingen vierzehn Tage; ich sah, „Veritas" arbeitete eben eingehender und genauer. Sechs Mark Spesen — ganz erklärlich, genauere Arbeit, besserer Lohn.

In diese vierzehn Tage fielen zwei Kasinofestlichkeiten, ein Chefjubiläum und ein Schlachtgedenktag. Beide Gelegenheiten führten zu kleinen Verstößen gegen meine Gewohnheiten. Der hohe Chef kannte weder mich, noch ich ihn, und den Feldzug hatte ich nur von der Schulbank aus verfolgt — trotzdem fand mich die Spätnacht beide Male in einer Stimmung, als wäre ich des Jubilars vertrautester Freund und als wände sich der Lorbeer des Schlachtentages allein um meinen Namen.

Frau Bitterlich brachte die Auskunft. Diesmal „Veritas" links oben in der Ecke und ein Adler, der durch ein Fernrohr blickte. Wieder hübsch, sehr hübsch sogar — gewissermaßen sezessionistisch — allegorisch.

Inhalt:

Herr Leutnant P. ist bekannt (!) als etwas flotter, leichtlebiger Offizier. Seine Lebensführung bei gänzlicher Mittellosigkeit mahnt zu größter Vorsicht in Kreditangelegenheiten. Eine gewisse Verschlossenheit in seinem Charakter ist (— ja wahrhaftig „ist", nicht einmal „scheint" —) die Folge des Mißverhältnisses zwischen Verbrauch und Einkünften.

Etwas positiv Nachtheiliges ist zurzeit (!) nicht bekannt.

Wir quittiren über M. 6.— für Auskunftsvorschuß.

Auskunftsbureau „Veritas".

Alle Himmel! Das war hart! Aber von momentanen Standpunkt der „Veritas" aus gewiß gerechtfertigt. Ich erinnere mich dunkel, am Jubiläumstage — oder war's am Schlachtentage — oder vielleicht gar an beiden? — in der Nähe meiner Wohnung irgend einen Menschen streifte zu haben. Immerhin war es mir erfreulich, daß etwas „positiv Nachtheiliges zurzeit" nicht bekannt war. Verschlossenheit — ganz richtig beobachtet — war vorhanden; nur der Grund wollte mir nicht einleuchten. Also noch ein Versuch!

Das Adreßbuch nannte noch: Auskunftei „Röntgen".

„Röntgen"! Ja, das mußte das Richtige sein; das geht bis auf die Knochen!

Wieder vierzehn Tage und M. 7,50, in Summe M. 18,50 bis jetzt; das mußte doch Erfolg bringen.

Frau Bitterlich war nur mit Zagen erneut zu bewegen.

„Sie machen sich noch unglücklich, Herr Leutnant!"

Die Antwort kam.

Ueber den ganzen Umschlag in Eckmann-Lettern: Auskunftei „Röntgen". Links am Rande herunter die widerliche Fackel, dasselbe Cliché wie damals in der Zeitung.

Und die Auskunft?

Eingehende Beobachtungen haben ergeben, daß Herr P., so verwendbar und tüchtig er in seinem Berufe sein soll (!), in seinem Privatleben nicht einwandfrei dasteht. Er unterhält anscheinend sehr intime Beziehungen zu einer Milchfrau, die ihn täglich besucht, und öfter längere Zeit bei ihm verweilt.

Sollten über den Grad dieser Beziehungen noch Details gewünscht werden, so ersuchen wir, da die Spesen für Sittlichkeits-Beobachtungen sich höher stellen, um Voreinsendung von noch M. 10.—

Ueber den genannten Herrn sind übrigens bei verschiedenen Auskunftsstellen Anträge auf Beobachtung vorliegend gewesen, wie wir in Erfahrung gebracht haben. Hochachtungsvoll

Auskunftei „Röntgen".

Sapristi! Da hatte ich mir ja was Schönes eingebrockt!

Ich wußte aber nun über mich Bescheid. Den Brief gab ich Frau Bitterlich zu lesen, worauf sie bitterlich weinte und eine Kanne Vollmilch über meinen einzigen Teppich goß.

Eine neue Hauptstadt.

Bilder aus Durazzo.

Aus Durazzo, der Hauptstadt des neuen Balkanstaates Albanien, wird berichtet: Jetzt sind sie endlich da — nämlich die beiden Kinder des Fürstenpaares. Sie bildeten gestern das Gespräch des Tages, als sie Nachmittags um 4 Uhr auf einem italienischen Kriegsschiff von Brindisi hier ankamen. Er, der Kronprinz des neuen Albanien, ist ein netter blondgelockter Knabe von 11 Monaten und heißt Viktor Standerbeg — nach dem albanischen Nationalhelden. Sie, die Prinzessin Eleonore, befindet sich bereits in dem vorgeschrittenen Alter von 5 Jahren und ist das unverkennbare Abbild ihrer Mama. Unter dem Jubel von Durazzo vollzog sich der Einzug der beiden Kleinen vom Landungsplatze bis zum königlichen Schlosse. Der Papa führte sein Töchterchen an der Hand, während die Fürstin Sophie unmittelbar hinter dem Kinderwagen schritt, in welchem Se. Hoheit Viktor Standerbeg gefahren wurde. Der fürstlichen Mutter sah man es an ihrem vor Glück strahlenden Gesichte an, daß sie sich innig darüber freute, ihre beiden Kleinen nach so langer Trennung hier endlich wieder zu haben.

Die gesammte Jugend von Durazzo zog nun in den Schloßgarten hinein und sang so lange die schwermüthigen nationalen Volkslieder, bis sich die ganze Herrscherfamilie — Fürstin Sophie mit dem kleinen Standerbeg auf dem Arm — auf dem Balkon zeigte.

Jetzt möchte ich den freundlichen Leser bitten, einmal — wenigstens in Gedanken — mit mir einem Mittagessen in einem der „vornehmsten" albanischen Restaurants beizuwohnen. Das Lokal mit dem dazu gehörigen „Hotel", wo ich seit vier Wochen wohne, gehört drei albanischen Brüdern. Der älteste ist der eigentliche „Hotelier" und ist zugleich Advokat und Gerichtshofpräsident von Durazzo. Die andern beiden Brüder tragen ihr kragenloses Hemd schon mindestens ein halbes Jahr, ihre Schuhe bestehen fast nur aus Löchern. Seit drei Wochen bitte ich täglich um eine reine Serviette — meine Bitte verhallt ungehört, weil die vor einem Monat neu angeschaffte Tischwäsche bis heute noch nicht gewaschen worden ist. Man hat mir gestern endlich an Stelle einer Serviette ein — Handtuch gegeben.

Zu essen giebt es Mittags und Abends nur gebratenes Hammelfleisch, Reis und Makkaroni, hier und da auch ein ungemein zähes Huhn. Da es hier kein Schweinefett und keine Butter giebt, werden alle Speisen mit sehr übel riechendem Talgfett zubereitet, auch die Makkaroni, und man erspare mir die nähere Beschreibung, wie die Speisen „schmecken!" Auch der dickste Fettleibige muß hier in kurzer Zeit mager werden, denn man würgt alle Speisen in Durazzo nur mit Abscheu und Ekel hinunter. Und wenn es unserem „Kellner" gerade einfällt, setzt er sich gemüthlich zu dem — Gast an den Tisch und raucht eine Zigarette! Die bestellten Speisen werden auf einem Teller in der Küche aufgehäuft, und dieser Teller wird dann dem Gast vor die Nase geschoben. Die Schuhe müssen wir uns hier auch selber putzen, wenn man auch 10 Franken und mehr täglich für ein „Zimmer" in diesem Hotel zahlt. Das einzige Gute hier ist der sehr billige italienische und griechische Wein. Flaschenbier „aus Europa" ist sehr theuer, sehr schlecht und stets lauwarm, weil es in ganz Durazzo kein Eis giebt. Mineralwasser ist ebenfalls so theuer, daß es nur ein Krösus täglich trinken kann. Und das gewöhnliche Wasser? Das ist hier voll von Malaria-Keimen, dem so berüchtigten Fieber, an welchem, vom Monat Mai angefangen, oft mehr als die Hälfte der Bevölkerung Durazzos daniederliegt. Man darf hier deshalb nur Wein und schwarzen Kaffee trinken — Antialkoholiker dürfen ja nicht herkommen! In vierzehn Tagen soll hier ein wirkliches europäisches Gasthaus, das erste in Durazzo, eröffnet werden. Wir armen Mitteleuropäer freuen uns schon unbändig darauf, denn wir werden dort nach so langer Zeit der Entbehrung endlich einmal auch Rindfleisch, Kalbfleisch und Kartoffeln vorgesetzt bekommen!

Wer Recht hat, muß darum streiten.

Die chinesische Handtasche.

Skizze von **Norbert Jacques.**

Hamelius ging langsam in den Untergrundbahnhof hinab. Es eilte ihm nicht, denn seine Frau hatte telephonirt, daß sie eine Freundin besuchte. Er kam also in eine leere Wohnung. Als er vom Beamten seine durchlochte Fahrkarte zurück bekam, sah er einen Angestellten der Untergrundbahn wie eine Erscheinung aus der dunklen Röhre des Zugkanals heraussteigen. Berlin stand in diesen Tagen unter dem Eindruck einer Katastrophe, die einem alten Universitätsprofessor auf der Untergrundbahn das Leben gekostet hatte, und Hamelius, dem das Ereigniß sofort gegenwärtig wurde, fühlte einen Schauer über seine Haut laufen, als er den Mann aus der Dunkelheit auftauchen sah.

Der Angestellte kam heran. Hamelius sah ihn an und bemerkte plötzlich, daß der Mann etwas Blaues in der Hand hielt. Das Merkwürdige war, daß dieses blaue Etwas Hamelius bekannt war. Der Angestellte begann zu laufen. Dadurch kam es, daß Hamelius, ohne es zu wollen, ihm den Weg vertrat. In diesem Augenblick erkannte Hamelius den Gegenstand, den der Beamte in der Hand trug. Es war die Handtasche seiner Frau.

Er erschrank ahnungslos. Er trat rasch auf den Beamten zu und faßte ihn am Arm. Er konnte sich nicht irren. Die Handtasche war mit einer ungewöhnlichen chinesischen Stickerei gemacht, ein goldener Löwe zwischen goldenen Wolken auf blauer Seide. Er hatte die Stickerei selber mit aus China gebracht. Er sagte dem Beamten gutmüthig und lächelnd: „Verzeihen Sie, das ist ein komischer Zufall. Das ist die Handtasche meiner Frau."

Der Beamte zuckte zurück, sah ihn erschrocken an und stammelte etwas. Dann machte er Anstalten, sich eilig zu entfernen. Hamelius, der sich nicht bewußt wurde, was los war, griff erregt nach der Tasche. Der Angestellte ließ sie los, und Hamelius sah, daß Blut an dem Réticule klebte, und als er fast in demselben Augenblick heftig erschrocken dem sonderbaren Beamten nachschaute, der den Perron hinauf lief, bemerkte er, daß um einen der Pavillons auf dem Steig eine Menge von Menschen wie in ängstlicher Erstarrung zusammengedrängt standen. Da war ihm auf einmal, als ob der niedere Bogen des Gewölbes über seinem Schädel niederbräche. Sein Herz stach ihn mit brutaler Jähe. Er begann zu laufen und glaubte, seine Beine brächen ab. Er stürmte in den Haufen hinein und brüllte mit rauher, erstickender Stimme: „Ist sie todt? Ist sie todt?"

Aber der Beamte war vor ihm zum Pavillon gekommen. Er hatte rasch gesagt: „Ihr Mann kommt!" Der Haufen der Zuschauer war in Schauer und Mitleid gerathen. Alle Herzen schlugen erregt dem Unglücklichen entgegen. Der rauhe Reif, den der Unglücksfall der unbekannten Frau auf alle Sinne der Frauen und Männer gebreitet hatte, die Zeugen der Katastrophe gewesen waren, und der die Menschen in einem stumm grauenden innerlichen Erfragen bewegungslos um den blutigen Klumpen gebannt hielt, den vor wenigen Minuten noch ein schönes junges Leben getragen hatte, schmolz rasch hin. Alle wandten sich zu dem getroffenen Mann.

Sie glaubten, er erträge den furchtbaren Anblick nicht. Sie warfen sich ihm entgegen. Er drängte in sie hinein. Eine Frau hing sich in seinen Arm. Er brüllte ihr in's Gesicht: „Ist sie todt?" Das fremde Frauengesicht war in einem stumm bejahenden Schmerz gefaltet. Hamelius keuchte und schüttelte die Frau ab. Männer stellten sich vor ihm auf und griffen nach ihm. Er hob die Faust hoch, in der noch zusammengedrückt der chinesische Beutel lag, und schlug gegen sie und schrie dazwischen: „Ist sie todt? Ist sie todt?" Und die Männer krallten sich an den Verzweifelten, der um den Blick eines blutenden Haufens von Menschenfleisch kämpfte, während die Frauen wie eine Barriere sich an die Thür stellten, hinter der das entsetzliche Geheimniß lag.

Hamelius tobte in den Armen der Männer, die ihn festhielten. Das Gewölbe hallte vom Kampf und von seinen Rufen nach dem ermordeten Leben. Ein Zug fuhr ein. Reisende strömten aus den Wagen. Die hellen Löcher der Fenster und Thüren schauten wie große gierige und brutale Augen. Die Reisenden stellten sich um die Gruppe auf. Man erzählte ihnen rasch und aufgeregt. Einige Arme halfen den Männern, die Hamelius den